Redigiert von P. Höveler, Rektor, Junkersdorf bei Cöln.

Nr. 32. Sonntag, 8. August. 1920

Kirchlicher Wochenkalender.

Sonntag, den 8. August: Cyriakus.
Montag, den 9. August: Roman.
Dienstag, den 10. August: Laurentius.
Mittwoch, den 11. August: Tiburtius.
Donnerstag, den 12. August: Klara
Freitag, den 13. August: Joh. Bch.
Samstag, den 14. August: Euseb. †

Sonntagslesung.

Du sagst: „Meine Zeit neigt sich.“ Du setzest bei: „Es war ein langer Tag; ich bin müde.“ Zwei Freunde wollen dir hierauf etwas Verbindliches erwidern. Der eine sagt: Bewahre, daß dein Tag zur Neige gehe! Noch bist du unentbehrlich, und dein ungeschwächter Geist zeigt keine Spur von Müdigkeit und läßt dich nicht ruhen. Der andere erwidert: Unsere Tage stehen in Gottes Hand. Wirst du abberufen, so ist es, daß du erntest, was du gesät. Welcher von den beiden wird dir besser gefallen? — Ich denke, der erstere. Indes du wirst das am besten wissen. Ich vermute aber, du habest von deinem sinkenden Tag und von dem Gefühle der Müdigkeit nur gesprochen in der geheimen Erwartung, daß du werdest Widerspruch finden. Mit dem Sterben hat es noch Zeit, und mit der Ernte eilt es dir auch nicht. Der deine Unentbehrlichkeit pries und deine Rüstigkeit — der ist dein Mann.

Exerzitienbetrachtungen.

XXVIII.

Geschichte der Sünde.

II.

Freiheitsdrang ist oft der Anfang vom bösen Ende. Es ist ja gewiß richtig, daß vor der ersten Sünde dieser ungestüme Freiheitsdrang als etwas Unberechtigtes, Gefährliches dem jungen Menschen kaum zum Bewußtsein kommt. Die Jugend ist ja so leichtsinnig, mutig und voll Selbstvertrauen; darum verbindet sie ja auch mit dem ersten Ueberschreiten der ihnen von dem Elternbefehl gesetzten Schranken so gerne das Wort: „Ich weiß schon, was ich zu tun habe.“

Auch richtet sich dieser Freiheitsschwindel nicht sofort gegen Gott. Das würde die Zartheit und Unversehrtheit des Gewissens nicht gleich ertragen. Nein, da sind es zunächst die Eltern, die wie man sagt, auch immer etwas „zu kujonieren“ haben, oder die Herrschaft, die sonst so gute Hausfrau, die sofort zur alten Schachtel wird, weil sie dem Mädchen z. B. die Freiheit im Ausgehen am Abend mit Recht etwas beschränken will, oder der Beichtvater, der es immer so genau nimmt, aus jeder Mücke einen Elefanten macht und meint, das seien nur brave Leute, die alle acht Tage beichten liefen. Und gerade die taugten erst recht nicht.“

Nicht wahr, das ist die Sprechweise so mancher dieser leichtsinnigen Jünglinge und Mädchen, die in dem Augenblick nicht denken, was das für Folge hat. In der Verschwörung des Fiesko spricht dieser zu dem Verräter Verrina: Was zerrst du mich so am Mantel? In dem Augenblick fällt der Mantel zur Erde. Und der Verräter spricht mit fürchterlichem Hohne: „Nun, wenn der Mantel fällt, muß auch der Herzog nach“, und stürzt den Fiesko ins Meer. Ein schützender Mantel ist für die Jugend die Wachsamkeit und Aufsicht der Eltern; wird der durch den Freiheitsdrang von den Schultern geworfen, dann gehen der Jüngling, die Jungfrau nur zu oft selbst an Leib und Seele zu Grunde.

Gegen die mittelbare und sichtbare Autorität der Eltern und Priester lehnten sie sich zuerst auf, bald aber kommen sie dazu, daß sie einstimmen in den Freiheitsruf der Gottvergessenen: „Wer ist unser Herr?“ Non serviam, „wir wollen nicht dienen!“ Durch alle Zeiten hindurch wiederholt der Teufel die an Eva gestellte Frage: „Warum hat euch Gott verboten?“ Wir wollen die Torheit und Unvernünftigkeit dieses Freiheitsdranges nicht weiter verfolgen. Er ist aber wie ein Schwindel, der die Christen, besonders die noch unerfahrene Jugend befällt, so daß sie oft kopf- und besinnungslos in die Tiefe stürzt. Genug, daß wir darin den ersten Anstoß auf dem Wege der Sünde erkennen.

Es wird uns von einem Mönche erzählt, es hätten ihn als Novizen schwere Kämpfe befallen. Tagelang ging er in dem Gedanken umher: wie, du sollst hier hinter diesen Mauern dein Leben vertrauern und da draußen in der Welt ist die herrliche Freiheit! Nahe daran, sein Mönchsgewand abzuwerfen und in die Welt zurückzukehren, ging er eines Tages, in die nämlichen Gedanken mehr und mehr sich vertiefend, durch den Klostergarten. Ein Vöglein, das umherflog von einem Baum zum andern, von einem Zweig zum andern hüpfte und so sich seiner Freiheit freute, ließ ihn noch einmal seine vermeintliche traurige Lage und Gefangenschaft empfinden. Während er das kleine Tierchen beobachtete und es beneidete ob seiner Freiheit, stürzte ein Sperber, den Niemand bemerkt, aus der Luft, ergriff das arme Vöglein mit seinen Krallen, und nichts sah der Jüngling mehr von ihm, als ein paar Federn, die herumflogen in der Luft. Das gab seinen Gedanken eine andere Wendung: Wie, wenn dich in der Freiheit der Welt Gott verließ und du in die Gewalt dessen gerietest, der umhergeht, wie ein brüllender Löwe und suchet wen er verschlinget! Und die Versuchung war geschwunden von dieser Stunde an. „Sprach der Mensch,“ sagt der Dichter, „doch nie von Freiheit, als könn' er sich selber regieren. Los gebunden erscheint, sobald die Schranken hinweg sind, alles Böse, das tief das Gesetz in die Winkel zurücktrieb.“ So ist es wirklich.

Der ungezügelte Freiheitsdrang im Innern des Menschen ist sehr oft die erste Veranlassung, daß so Mancher auf die Wege der Sünde gerät. Wir dürfen es nicht zum Lebensgrundsatz machen: „Ich kann tun, was ich will!“ Wir sind keine Götter, sondern Geschöpfe und tragen in jeder Fiber und Faser, die wir vom Schöpfer erhalten haben, das Gesetz der Abhängigkeit und Unterwürfigkeit.

„Ich bin der Herr, dein Gott,“ sagt der Herr auf Sinai, damit bringt er uns Menschen seine unbedingte Oberhoheit zum Bewußtsein und dann fängt er an, als unser Herr uns Gebote zu geben und in diesen die Schranken für unsere Freiheit aufzurichten. Durch kindlichen Gehorsam gegen diese seine zehn Gebote und gegen die fünf, die die Kirche in seinem Namen gegeben, sollen wir die wahre Freiheit der Kinder Gottes erlangen, die darin besteht, daß wir in heiliger Liebe zu Gott, das lieben, was er liebt, und wir Gottes Gesetz nicht aus knechtischer Furcht, sondern freudig, wie Kinder die Befehle des Vaters erfüllen. — Nun liegt aber als Folge der Erbsünde in unserem Willen der Hang zur vollständigen Unabhängigkeit, der Hang, sich den ungeordneten Begierden lieber, denn Gott und dem Gewissen als Führern anzuvertrauen. — Und hier ist's gerade, wo der ungestüme, ungezügelte Freiheitsdrang den Wegen der Sünde die Tore öffnet.

Auf die Frage: Was ist Freiheit, antwortete ein Weiser: Ein gutes Gewissen.

„Ist nicht meines Amtes — solche Meldung,“ lächelte der alte Mann, indem er seinen Hut ein wenig lüftete; „übrigens zürnt mir nicht und lebt wohl.“

Er ging ruhig und langsam den Almweg hinab, während die Arbeiter mit fragenden Gesichtern und erwartungsvollem Schweigen herumstanden. Der erste, der dieses Schweigen brach, war der bisher mäuschenstille Geschäftsfreund. „Kommt her und gebt mir die Hand,“ rief er, sich Christen nähernd, der dem davongehenden Gemeindevorsteher noch immer schweigend nachschaute, „die Hand her, Gevatter, Ihr seid ein Kapitalmann und habt dem Dorffürsten da prächtig den Paß gewiesen; aber dem Gemsensepp — der Spitzbube, verzeiht —“

„Laßt es gut sein,“ entgegnete Christen, mit der Hand über das bleiche Gesicht fahrend: „vielleicht ist es am besten so gegangen. Ihr da, fahrt fort, wo Ihr aufgehört, später gibt es noch mehr Arbeit.“

Die Männer nahmen zögernd die Aexte auf und wendeten sich wieder dem Walde zu; aber der erste, der über den Graben zurücksprang, stieß einen lauten Ruf des Erstaunens, wenn nicht gar Schreckens aus. „Du da — Gemsensepp?“

„Nur ich — ja —“ erwiderte eine tiefe, wohlbekannte Stimme, nach deren Laut sich plötzlich alle Blicke überrascht hinwendeten. Neben dem Stamme einer mächtigen Tanne, die vor andern am tiefsten eingesägt war und sich bereits mit der Krone zur Seite neigend, auf ihre Nachbarn stützte, stand Sepp in voller Jagdrüstung; über die knapp anliegenden Lederhosen hing zur Linken das breite Weidmesser vom Gurte, während die Rechte in Schulterhöhe den Lauf des schweren Bergstutzers umfaßte, dessen Kolben auf einen bemoosten Stein gestemmt war. „Guten Tag, Ihr Leute,“ wiederholte der alte Jäger.

„Guten Tag, Sepp,“ entgegnete der nächste Arbeiter, sich von seiner ersten Ueberraschung erholend — „willst in die Flühen, mit Schein?“

„Kann sein — weiß es noch nicht.“

„Nun, bis du es weißt, sei so gut und mach mir an dem Stamme da Platz; er hinkt gottlob schon bedenklich.“

„Der Baum bleibt trotz seines Hinkens einstweilen stehen, guter Freund,“ sagte Sepp mit fester Stimme.

Der Arbeiter, dem diese Antwort vielleicht nicht unerwartet kam, trat einen Schritt zurück und schaute zweifelnd nach Christen, der bisher seinen Schwiegervater schweigend, aber mit zornigen Blicken betrachtet hatte.

„Macht einmal vorwärts,“ herrschte er den Arbeitern zu, aber doch nur auf denjenigen blickend, der bereits jenseits des Grabens stand — „es ist nun schon Zeit genug verloren gegangen.“

Der Mann hielt die Axt etwas näher ans Gesicht, als ob er ihre Schärfe prüfen wolle; aber gleichwohl blieb er noch immer zögernd stehen, und es war offenbar, daß er seine Stelle lieber einem andern überlassen hätte.

Christen wurde dadurch noch mehr gereizt. „Und du da, rief er, sich gegen Sepp wendend, „geh du deines Weges und stör andere Leute nicht in ihren Geschäften.“

„Das tue ich auch nicht,“ entgegnete Sepp; „ich besorge nur mein eigenes Geschäft.“

„Du — dein Geschäft? — das möchte ich auch sehen,“ lautete es höhnisch zurück.

„Ja, Christen, mein Geschäft,“ erwiderte Sepp ruhig, aber fest; „und das besteht darin, mein Eigentum zu schützen, damit ich von einem Steinberger kein Almosen mehr zu empfangen brauche.“

„Nun aber ist's des Geschwätzes einmal genug,“ schrie Christen zornbebend gegen die Arbeiter; „macht endlich vorwärts und treibt den alten Narren weg, wenn er Euch in den Weg kommt.“

Die Männer machten Miene, dem erhaltenen Befehle Folge zu leisten; aber Sepp trat rasch einige Schritte gegen den Graben vor und rief drohend: „Nehmt Euch in acht! Ihr seid zwanz'g gegen einen, aber ich steh für mein Recht, und Gott straf mich, der erste, der eine Axt aufhebt, wird es bereuen müssen.“ Damit hob der Alte, aus dessen Augen ein dunkles Funkeln schlug, den Bergstutzen in die Höhe, wie der Jäger zu tun pflegt, wenn er ein nahendes Wild belauert hat.

Bei dieser sprechenden Bewegung blieben die Männer wie angewurzelt stehen, und Christen selbst starrte einen Augenblick nach dem Alten, der mit eiskalter Ruhe, das Gewehr hoch erhoben, am Waldrande stand; dann aber rief er mit dumpfer Stimme: „Nun, bei Gott, endlich will ich wissen, wer hier Meister ist.“ Er riß einem Arbeiter die Axt aus der Hand und schritt gegen den Graben zu.

„Christen,“ schrie ihm Sepp entgegen, „denk an Weib und Kind — laß den Richter sprechen — dann tu, was du willst — zwing mich nicht, Christen!“

Der jedoch schien nicht zu hören. Er schritt langsam, doch festen Fußes auf den nächsten angesägten Stamm zu und machte sich bereit, die Axt an denselben zu legen; aber mit jedem Schritt, den er vorwärts getan, hatte Sepp sein Gewehr höher erhoben, und als jener die Axt zur Führung eines Streiches fester in die Hand faßte, legte der Alte den Kolben seiner Waffe an die Wange, die Mündung ohne das leiseste Beben auf seinen Schwiegersohn gerichtet, als gält es einem Grattiere.

Herr Fitzlibum, zum zweiten Mal Heiratskandidat.

Die Leser haben gewiß noch in Erinnerung — Den feinen Amtsrichter Fitzlibum, — Und auch, was von ihm im Blättchen stand — Wie er mit der Minna wurde bekannt — Wie sie als Verlobte sich angegeben, — Sich dann vermählten zum Bunde fürs Leben — Wie glücklich nun auch die Ehe gewesen, — Auf einmal war in der Zeitung zu lesen — Es sei gestorben Frau Fitzlibum, — Die Nachricht hat nun im Publikum — Eine große Erregung hervorgebracht — Denn Mütter und Töchter nun waren bedacht — Den Mann doch fest an ihr Haus zu ketten — Weil könnte durch ihn vielleicht sich retten — Eine zweite Minna in den Hafen der Ehe — Da allein zu stehen zu großes Wehe, — Da war denn zuerst die Familie Schmitz, — Die suchte mit auserlesenem Witz — Des Amtsrichters stille Wege zu kreuzen, — Es könnte doch, meint sie, ihr blühen der Weizen. — Frau Schmitz hatte einmal Herrn Fitzlibum — Ganz flüchtig bei einem Besuch im Museum — Bei einer ihrer Bekannten getroffen, — Das gab ihr heut ein freundliches Hoffen, — Sie könne kühn ohne großes Erschrecken — Die Erinnerung an jene Begegnung wecken — Und dann zum Souper den Amtsrichter invitieren. — Herr Fitzlibum, ohne sich zu genieren, — Nahm an. Im erleuchteten Saale — Saß heut die Familie beim festlichen Mahle — Der Mann, die Frau, der Töchter vier, — Es gab ein Essen, ich sage es hier, — Man hätt' in vergangenen Friedenszeiten — Nicht können dem Gaste ein bess'res bereiten. — Mit Kaviar hub die Geschichte an — Und endete mit einem gebratenen Hahn, — Als letzter der Gänge von Fleisch und Fisch — Dann kam noch Käse und Eis auf den Tisch — Und Bier und Wein; zuletzt noch knallte — Der Pfropfen der Flasche, aus der dann wallte — Der schäumende Sekt in Fitzlibums Glas — Es machte ihm ungeheuren Spaß. — Er lachte und scherzte mit Mann und Frau — Und mit der Aeltesten, deren Haar schon grau, — Selbst mit der Hilde, die im modernsten Kostüm — Ein wenig unfein präsentierte sich ihm — Auch mit der Berta stieß klingend er an, — Und als er spät abends nahm Abschied dann, — Reicht' er besonders freundlich die kräftige Rechte — Der Allerjüngsten, der schmächtigen Mechte. — Nach zwei Tagen machte dann Herr Fitzlibum, — Im Komplementierbuch war er nicht dumm, — Mit seinem Cylinder, an den Händen Glacé, — Den Dankesbesuch bei einer Tass' Tee. — Das alles hatten im Städtchen erfahren, — Die Mädchen von jungen und alten Jahren, — Die nun in der Furcht, sie kämen wohl um — Den tüchtigen Amtsrichter Fitzlibum. — Denn Schmitze Frieda, Berta, Mechte und Hilde — Die führten ganz sicher Böses im Schilde — Und würden, machten sie sich nicht auf die Lappen, — Weg ihnen ehestens den Amtsrichter schnappen. — Mit Bitten all' ihre Eltern bestürmen — Sollt' sich übers Haus kein Unglück türmen, — Doch auch dem Witwer, dem einsamen Mann, — Daß besser sein Leiden er tragen kann, — Einen festlichen Abend im Hause zu geben, — Ein wenig zu verschönern sein trauriges Leben. — Und was im Städtchen nur Gastchen hieß, — Und Stina und Erna und Meta und Lies — Und Hedwig, Mechtild, Grete und Ann', — Die strengten sich auf das äußerste an. — Man dachte ja, wie die Spinnen die Fliegen — Freund Fitzlibum noch in die Netze zu kriegen. — Am Abend sie erscheinen im schönsten Schmuck, — Die Väter bringen einen gar feinen Schluck, — Die Mütter, was bieten konnt' Küche und Keller — Sie legens Freund Fitzlibum auf den Teller. — Der Amtsrichter nahm jede Einladung an — Und stellte auch immer bei Tisch seinen Mann. — Den Winter hindurch fast alle Wochen — War irgendwo man für ihn fein am Kochen, — Er kam und ging im Cylinderhut, — Er lachte und scherzte, war allen gut, — Und wie er zuletzt es bei Schmitzes gemacht — Er auch die anderen beim Tee bedacht'. — Die Mädchen, drei Dutzend wohl an der Zahl, — Sie waren gespannt, auf wen fiel die Wahl, — Doch wie er gekommen, so ging er nach Haus, — Herr Fitzlibum spricht sich bei Keiner aus. — Auf einmal, wie im Frühjahr die Blätter grünen, — Da liest man im Blättchen mit erschreckten Mienen, — Herr Fitzlibum sei nach Kassel versetzt, — Wie traurig da manches Auge sich netzt. — Doch Fitzlibum, fein, wie er immer war, — Schickt allen Freundinnen, auch der im grauen Haar, — Damit keine in Zukunft noch auf ihn warte — Eine grüngeränderte Abschiedskarte.

Güldene Brockensammlung.

Es saß der Herr beim Abendmahl — In seiner Jünger Schar — Und machte da den Speisetisch — Zum ersten Hochaltar — Er ruhet da in Brodsgestalt — Vor seiner Jünger Blick — Die in entzückter Wonne kaum — Versteh'n ihr großes Glück. — Der Herr sieht in der Ferne weit — Altäre reich an Zahl — Viel schöner noch an Schmuck und Zier — Wie jetzt der kleine Saal — Doch sieht er auch, wie manchem fehlt — Noch eine Goldmonstranz — Worin die heil'ge Hostie thront — In wundervollem Glanz — Da sieht er auch ein Blättchen klein — Das sich darum bemüht — Daß auch in der Diaspora — Ein solch Monstränzchen glüht — Und all die Geber sieht er auch — Die helfen dabei mit — Daß thron' er in den Dörfchen all — Wie's wünscht' die fromme Sitt' — Und segnend hebt er seine Hand — Und spendet Gnaden hold — An die, die gaben liebevoll — Ein Bröckchen ihm von Gold — Und da wollt' einer von uns nicht — Bei diesen Gebern sein? — Ich mein', da müßt er wirklich nicht — Ein frommer Christ wohl sein — Da wird doch wohl, so dünket mich — O nein, ich's sicher weiß — Da bleibt nicht Mann noch Maus zurück — Im ganzen Kreise Neuß — Wie wird man in der Todesstund' — Wo nichts hat für uns Wert — Kein Gold- noch auch ein Demantschmuck — Sich freu'n, daß man geehrt — Mit solchen Opfergaben den — Den über kurz wir nun vor uns — Als uns'ren Richter seh'n — Wie schön, wenn dann er spricht: — Das hast du mir getan — Was einst von deiner Liebe hat — Diaspora empfah'n.

Kloster Marienberg, Neuß, Glockhammer.

Ungenannt von Neuß 10 Mark.
Ungenannt von Grimlinghausen 4 Mark in Silber, 2 goldene Ringe, 1 Brosche und goldene Uhrkette.
Ungenannt von Holzbüttgen 25 Mark in Silber.
Von Büderich 1,50 Mark in Silber.
Ungenannt von Neuß 5 Mark in Silber, 1 goldenes Kreuzchen, 2 Ringe, 1 Paar Ohrringe.
Von Neuß einige Bröckchen mit Ehrenzeichen.
Ungenannt von Büttgen 2 Fünfmarkstücke in Silber.

Ungenannt 21 Mark für ein Heidenkind Anna Maria.

Annahmestelle in Viersen:
Ehrw. Schwestern im Waisenhaus zu Viersen

Annahmestelle in Süchteln:
Ehrw. Schwestern im Krankenhaus und Irmgardis-Stift

Druck und Verlag der Gesellschaft für Buchdruckerei in Neuß.

Zum diamantenen Jubiläum der Schwester Salesia (12. August).

Für Neuß ist heute gekommen ein schöner Tag — Zu dem auch ich so gern mein Sprüchlein sag — Salesia, die Schwester, die im armen Kinde an der Pforte — Jedem, das da schellt, steht gern zu Worte, — Die feiert heute, Leser, denkt euch einmal an, — Den sechzigsten Erinnerungstag, das angetan — Sie hat als Ordensfrau vom armen Kinde — Das hl. Kleid mit Schleier und Stirnbinde. — Und was noch mehr — es hat auch Neuß sie all die Zeit gesehen — Als Pförtnerin den Schlüssel an dem Klostereinlaß drehen. — Da will auch ich der blumenbekränzten Pforte nahen, — Die heute viele liebe Gäste wird empfahen. — Es kommen die Herren in schwarzem, hohen Zylinder — In weißem Kleide liebe, gute Kinder — Und Frauen, in bestem, rauschenden Kleide. — Es rühret der Stoff noch von der alten Friedensseide. — Und wenn sie eingetreten in den langen Gang — Fängt jedes mit seinem Sprüchlein an: — „Ich hörte ein Glöcklein heut' morgen läuten — Und wußte erst nicht, was soll' es bedeuten — Und wie ich mich nun einmal recht besann — Da schnell es mir in die Erinnerung rann — Ja, heut ist ja nun schon wirklich da — Das Jubelfest von Schwester Salesia. — Drum also auf und wirf dich fix — Zur Glückwunschtour in die feinste Wichs. — Doch was das Unglück wollte, mir armem Tropf — Sprang ab bei der Güe ein Hemdenknopf. — Wär' das für mich aber ein großer Jammer, — Kän nun ich zu spät zum Feste im Glockhammer.

Wie sollte nun bei dieser Festesfeier — Nicht auch das Sonntagsblättchen stimmen seine Leier — Um seiner treuen Helferin den Festsaal zu umsäumen — Mit seinem Segenswunsch in schlichten Reimen. — „Was wär, so spricht das Sonntagsblättchen, ich — Du treue Schwester Salesia, ohne dich — Wer würd' mir wohl die güldnen Brösechen sammeln, — Und in verschlossener Truh' so gut vertammeln — Daß keine Diebeshand sie kann ergreifen — Bis sie zu solcher Höh' sich wollten häufen — Daß sie, wie einst der Schatz der Nibelungen — In jeder Nummer werden sein besungen." — Und auch die Schwestern in Marienberg sich freuen — Und danken ihrer Schwester Salesia, der treuen — Weil sie mit ihrem Schlüssel an der Tür — Der Schutz des Hauses ist gewesen für und für. — Zwar ließ sie allstündlich zehn und zwanzig ein, — Reiche, Arme, Groß und Klein, — Doch keinen, der nicht als des Hauses Freund — Es gut mit diesem lieben Hause meint'. — Das tat sie sechzig Jahr' ganz unverdrossen — Drum wird, wenn ihre Lebenszeit wird sein verflossen — Und sie dann schellt beim Himmelspförtner an — Das goldne Tor auch weit ihr aufgetan. — Ich seh viel Engel ihr entgegenkommen in goldnen Löckchen — Und jeder hat in seiner Hand ein güldnes Brösechen. — Dann fangen an zu blasen die Trompeten — Und Geigen schwirren, es ertönen Flöten — Posaunen, Tuben mächtig schallen. — Und durch die weiten Himmelshallen — Erklingt Musik, Triumphgesang — Erhebt sich nun den Weg entlang — Auf dem Salesia, von der Engel sel'gen Chören, — Ich wünscht, ich könnt' dazu gehören, — Geführt wird zu des Vaters höchstem Thron — Zu dessen Rechten sitzt der ew'ge Sohn. — Und wie voll Ehrfurcht sich die Schwester naht — Salesia am Ende von ihrem Himmelspfad — Sieht eine Menge Monstranzen golden blühen — Und gleich erhebt der Herr sich von den Sitzen — Und spricht: Salesia, du treue Ordensfrau — Sieh' einmal hier, welch' schöne Schau! — Was du auf Erden für mich hast getan — Das kam als Eilgut hier im Himmel an — Und all die Schätze sind dir hinterlegt. — Da beugt Salesia, das Herz von Wenn' bewegt — Sich tief vor ihrem Herrn. — Und durch die weiten Himmelshallen — Hör' tausendstimmig ich das schöne Lied erschallen:

Deinem Heiland, deinem Lehrer, Sion stimm' ein Loblied an,
Preis' nach Kräften seine Würde, da kein Lobspruch, keine Zierde
Seiner Größe gleichen kann.

Nachschrift: Ihr lieben Leserinnen, ich hab' noch eine Bitt' — Bringt Schwester Salesia, geht gratulieren ihr, ein Brötchen mit. — Ich weiß, ihr macht ihr damit eine große Freude — Und dem Schreiber dieses wär' es nicht zum Leide.

Ist Gott strenge?

Die Frage möchten manche Eiferer mit einem entschiedenen Ja beantworten. Sie denken sich und verkündigen demnach donnernd Gott immer als Gesetzgeber, als strengen Richter, als unerbittlichen Verfolger der Bosheit und Rächer des Bösen. Sie sehen überall die Rute Gottes, sie wissen überall den Finger der Vorsehung zu deuten, und wie der Prophet Jonas der Stadt Ninive, den Menschen immer nur mit den Strafgerichten Gottes zu drohen.

Sie bedenken nicht, daß man ihnen immer die alte Frage wieder stellen kann: Wenn alle Leiden Strafgerichte sind, warum müssen denn die Unschuldigen mit den Schuldigen leiden, und warum geht es den schlechten Menschen in der Welt oft so gut und haben sie Glück in allen ihren Unternehmungen, während die Guten sich manchmal vom Unglück geradezu verfolgt sehen? Wo bleiben denn da bei diesen Gottvergessenen die mit so vielem Nachdruck angedrohten oder als solche schon bezeichneten Strafgerichte?

Vergißt man denn ganz, daß das Gebet des Herrn mit dem Worte „Vater", und zwar Vater „unser", also unser aller Vater, anfängt? Bedenkt man nicht, daß, wenn die Leiden und Widerwärtigkeiten des Lebens auch in ihrem letzten Grunde in der Sünde des Paradieses wurzeln, dieselben doch nicht bloß strafenden, sondern auch büßenden, prüfenden, stärkenden und die Tatkraft steigernden, zum großen endlichen Siege führenden Charakter haben, und daß es sehr lieblos ist, in einzelnen Fällen, wo Menschen von Leid getroffen werden, zu sagen, das sei eine Strafe Gottes? Im Gegenteil, wie oft sind es große Gnadenerweisungen! Aber wäre das denn nicht auch ein freventliches Urteil, wenn wir, wie es doch so oft geschehen und noch geschieht, den Krieg mit seinen schrecklichen Folgen als ein Strafgericht Gottes bezeichnen? Nein, denn in diesem Falle haben wir Ereignisse vor uns, die sich mit einer gewissen Naturnotwendigkeit, hier früher, dort später, aus den Leidenschaften und dem Verlassen der Wege Gottes von selbst entwickeln, Ereignisse, wo die Menschen die Strafrute sich selber für sich und andere binden.

Wohl werden die vielleicht gleich schuldigen Völker nicht alle in gleicher Weise und zu gleicher Zeit von dieser Zuchtrute getroffen. Aber das ist eben ein Beweis, daß wir es hier nicht mit einem direkten unmittelbaren Eingriff Gottes und seiner Gerechtigkeit in die Weltgeschichte zu tun haben, sondern mit einer Auswirkung natürlicher Ursachen, die sich nach dem Plane oder der Zulassung der göttlichen Vorsehung aus dem Zusammenwirken vieler und mannigfacher Umstände bald so, bald so vollzieht.

Den ganzen Komplex, den ganzen inneren Zusammenhang dieser Ursachen in ihrer verschiedenen Auswirkung zu erkennen, bleibt für unseren kurzen Blick allerdings ein Geheimnis.

Damit erledigt sich denn auch der Einwurf, den man wohl zuweilen hört: Warum muß uns Deutsche denn gerade dieses Strafgericht treffen? Sind denn die Franzosen, Engländer, Amerikaner besser als wir? Haben sie mehr Religion, steht ihre Sittlichkeit höher, gibts bei ihnen weniger Gotteslegner, als bei uns? Es ist eine ähnliche Erkundigung, wie wenn ich fragen würde: Es gibt viel Feuer in der Erde, warum müssen sich nun die Feuer- und Dampfmassen gerade am Vesuv, oder am Mont Pelé, oder an einem anderen Vulkan, und nicht etwa am Aetna oder in der vulkanischen Eifel so zusammenpressen, daß es zu verheerenden Ausbrüchen und Lavaströmen kommt? Hier wie dort wirken viele uns unerkannte Ursachen zusammen; und wenn es auch richtig ist, die Geschichte sei das Weltgericht, so muß man doch bedenken, daß wir hier nur Teilgeschichte und Entwicklungen vor uns haben, das Ende, den Abschluß und damit ihre Lösung sehen wir erst, wenn der göttliche Heiland selbst als Weltenrichter in den Wolken erscheint und Lohn und Strafe austeilt nach Verdienst.

Was übrigens unsere Frage anlangt, ist Gott strenge?, so gibt der hl. Bernhard die tröstliche Antwort: „Welche Torheit, das gefühlvollste und mitleidigste Wesen ernst und streng, das barmherzigste Wesen hart und unversöhnlich, und das liebenswürdigste Wesen grausam und furchtbar zu nennen! Dies ist die Sprache der Gottlosigkeit; aber sie täuscht sich selbst. Der Gott, den sie sich vorstellt, ist nicht unser Gott, sondern ein Götzenbild nach ihrer Art. Gottes hl. Gesetze sind in ihren Augen tyrannische Gesetze, wie jene Drakos, von deren Strenge man sagt, sie seien mit Blut geschrieben, anstatt mit Tinte.

Aber wie irrig ist diese Vorstellung! „Du bist gütig und milde und von großer Erbarmung", singt der Psalmist. „Ich weiß die Ratschläge, die ich sinne über euch, Ratschläge zum Frieden und nicht zur Trübsal," läßt Gott selbst durch den Propheten Jeremias dem Volk verkünden.

Diese Vorstellung von der Strenge Gottes widerspricht auch ganz dem Geiste des Evangeliums. Die Apostel in ihrem ungestümen Eifer verlangen vom göttlichen Heilande, er solle Feuer vom Himmel fallen lassen auf die Samariter. Und was antwortet er ihnen: „Ihr wißt nicht, wessen Geistes ihr seid. Der Menschensohn ist nicht gekommen, die Seelen zu verderben, sondern selig zu machen."

Und nimmt nicht Gott die Niniviten in Schutz gegen die Strenge des Jonas, der unwillig war, daß Gott sich so gütig und barmherzig gegen die große Buße tuende Stadt erwies.

Endlich zeigt sich Gott der Herr dem erzürnten und zum Verdammen geneigten Elias nicht im Sturm, im Ungewitter und Feuerflammen, sondern im Säuseln sanfter Luft. Und dem Petrus befiehlt der Heiland, das Schwert in die Scheide zu stecken und den Knechten des Hausvaters, die mit rauher Hand das Unkraut aus dem Weizen reißen wollten, sie sollten es wachsen lassen mit dem Weizen bis zur Ernte, dann erst sollten andere Leute, nämlich die Schnitter, die Aussonderung vornehmen.

Aber ist denn Gott nicht strenge, wenn er die Menschen, die ihn beleidigten, auf ewig von sich verstößt? Beleidigten, aber wie, mit menschlichen Armseligkeiten? Nein, mit ganz freiwilliger Uebertretung seiner heiligsten und zwar schweren Gebote. Und eine bloß einmalige Uebertretung? — Ach, nein! Oft eine, die das ganze Leben dauerte, ein wahres Sündenleben, das die immer wieder angebotene Gnade auch immer wieder zurückwies, das sich die Ohren verschloß vor dem barmherzigen Rufe Gottes: „Bekehre dich zu mir und ich will mich zu dir wenden," ein Leben, das sich zuletzt zu frechem Trotz, ja zur stolzen Empörung gegen Gott auswuchs.

Derjenige, der sein ewiges Ziel, das im Besitze Gottes besteht, nicht erreicht, verlangte eben nicht nach Gott, verlangte von ihm keine Gnade, keine Verzeihung, keine Seligkeit, entweder, weil er gar nicht an ihn glauben oder seine Sünden nicht bereuen und so den Widerspruch, in den er sich gegen Gott gesetzt,

aufheben wollte. Nicht Gott, sondern der Mensch schließt sich so vom Himmelreich aus.

Wie gern der göttliche Heiland ihn in den Himmel haben möchte, zeigt das an den reumütigen Schächer gerichtete Wort: „Heute noch wirst du bei mir im Paradiese sein" und die Bitte an seinen himmlischen Vater: „Vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun." Gott ist nicht strenge, nein, seine Barmherzigkeit geht über alle seine Gerichte.

Was heißt im Namen Jesu beten?

Der göttliche Heiland sagt in seinen Abschiedsworten beim letzten Abendmahl zu seinen Aposteln: Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, wenn ihr den Vater in meinem Namen um etwas bitten werdet, wird er es euch geben!

Man darf dieses „im Namen Jesu" nun nicht so auffassen, als handele es sich zur Erhörung im Gebete nur um eine Nennung oder Anrufung des Namens Jesu, als wenn in diesem Namen ein Zauber läge, der im „Namen Jesu" eine magische Bedeutung habe.

Selbst an der Stelle der Apostelgeschichte, wo Petrus zu dem Lahmgeborenen an der Tempelpforte spricht: „Im Namen Jesu stehe auf!" heißt das eigentlich nicht: in Kraft des Namens Jesu stehe auf, sondern in der mir von Jesus verliehenen Gewalt, in seinem Auftrage, von ihm bevollmächtigt, gebe ich dir die Gesundheit wieder.

Der Name vertritt hier, wie sehr oft in der hl. Schrift, die Person, so daß also das Beten im Namen Jesu so viel heißt als beten in der Person Jesu, d. h. in der innigsten Lebens- und Liebesgemeinschaft mit Christus, in einer Gemeinschaft, die den Betenden so völlig mit Christus eins werden läßt, als wäre das Gebet, das er zum Vater emporsendet, aus dem Herzen Jesu selbst emporgestiegen.

Heißt aber bitten im Namen Jesu so bitten, wie Jesus selbst bittet, aus der in Glaube und Liebe mit ihm geschaffenen inneren einheitlichen Gesinnung heraus, dann beantwortet sich die Frage von selbst, welche Eigenschaften unser Gebet haben muß, soll es ein Gebet im Namen Jesu heißen dürfen.

Nur da ist ein solches Gebet möglich, wo die gnadenvolle Einheit der Seele mit Christus nicht zerrissen ist, wo in der Seele des Betenden jene Gesinnung selbstlosen Gottvertrauens lebt, die unbesorgt und unbekümmert alle kleine und große Not des Lebens in die Hände des himmlischen Vaters legt, jene Gesinnung, die vorbildlich aus dem Gebete uns entgegenleuchtet, das der Herr in seiner Todesangst am Oelberg gesprochen hat. Wenn der Christ so betet, dann ist seine Bitte der Erhörung beim Vater sicher, ebenso sicher, wie des Vaters Wille allezeit geschieht im Himmel und auf Erden. Beten im Namen Jesu heißt aber selbstlos und restlos den Willen Gottes zu dem eignen machen.

Wie wenig und von wie wenigen Betenden wird das begriffen! Sie wissen und bedenken nicht, daß das eigentliche Bittgebet nicht lauten soll: „Los vom Leid, schenk mir diese Freud'", sondern: „Herr gib mir Gottergebenheit!" Wir treten hin vor den Vater und verlangen vom ihm im Namen Jesu, er möge uns dieses und jenes gewähren. „Gib mir", heißt es da, „was ich will; um den zweiten Teil „doch nur, wie und wann du willst," kümmert man sich nicht. Und wenn nun nach vielem und langem Beten, nach so vielen Rosenkränzen und neuntägigen Andachten das von uns Gewünschte nicht eintritt, dann sind wir unzufrieden und möchten wohl Gott Vorwürfe machen, daß er unsere Wünsche nicht erfüllte.

Ein solcher Geist aber ist kein eigentlicher Gebetsgeist, kein Beten im Namen Jesu. Der göttliche Heiland hat uns beten gelehrt: „Dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden," das heißt doch: „Da auch ich ein Erdenbewohner bin, dein Wille geschehe auch bei mir, an mir und mit mir."

Wie vielfach krankt unser Gebetsleben an dem Mangel der Kenntnisse dieses seines Abc's! Entweder wird es aufgefaßt als ein Abbeten der im Gebetbuch stehenden oder auswendig gewußten Formeln, als ein Hersagen einer bestimmten Reihe von Vaterunsern, als eine äußere gottesdienstliche Leistung, ohne daß das Innere davon durchdrungen und erwärmt wird, oder man meint, ein andächtiges Gebet sei nur das, bei dem viel fromme Gefühle sich regen, wie das bei festlichen Gelegenheiten, bei feierlichen Gottesdiensten, bei schönen Predigten, die Stimmung geben, vorkommt. Aber man bedenkt nicht, daß das Gebet eine Arbeit an uns selbst sein muß, ein tatkräftiges Bemühen, seine inneren Wünsche und Neigungen gleichförmig mit dem Willen Gottes zu machen.

Wie erhebend ist es, an Sonntagen in Stadt und Land die Scharen von Menschen zu sehen, die zu den hl. Messen, zum Hochamt, zu Andachten und Predigten wandern! Müßten sie nicht, wenn sie recht gebetet hätten im Namen Jesu, als gebesserte oder doch als Menschen daraus zurückkehren, die sich da in der Kirche beim Beten entschlossen haben, bessere Menschen zu werden?

Wie selten aber denkt man überhaupt daran, daß solche Gesinnung zum Gebete gehört! Darum fehlt so vielfach manchen Katholiken der innerlich religiöse Halt, die Begeisterung, die religiösen Ideale höher zu stellen, als das materielle Eigeninteresse.

Wir müssen lernen, bei unseren Gebeten wieder bei den ersten Christen in die Schule zu gehen.

Beten war für das Geistesleben der ersten Christen, was der Atem für das Körperleben ist. Das stete Streben und Begehren des menschlichen Herzens nach der ewigen Gerechtigkeit, die Richtung des Verstandes und Willens auf Gott, das Emporheben des Geistes aus den engen Schranken des Daseins in den Verkehr mit jenem Wesen, dem alles Böse ein Greuel, dessen Gesetz der Heiligkeit unwandelbar ist, das nur unsere Vervollkommnung will, das war das Beten der ersten Christen.

Beten hieß den ersten Christen: Gott vor allem, auf Gottes Stimme in ihrem Innern hören, sich an seine Worte erinnern, ihre Gedanken nach der Vorschrift dieser Worte einrichten, in dem von Gott ausströmenden Lichte sich selber erforschen und beobachten, die dunklen Falten dieses Innern mit diesem Lichte beleuchten und in dem Anblicke der eigenen Mangelhaftigkeit und Sünde Vergebung erflehen und Kraft zu fortdauernder Läuterung. Wie glücklich der von uns, der so zu beten wüßte oder so zu beten lernen wollte!

Schweigen.

Herr, wenn du schweigst, ist mir so bang. — So einsam weh ums Herz: — Sprich nur ein Wort und Sonnenschein — Verklärt den tiefsten Schmerz. — Wie werd' ich schnell in jedem Sturm — Gleich müde und verzagt, — Und weiß doch, daß nach dunkler Nacht — Ein ew'ger Morgen tagt. — Wohl sehn' ich mich nach Fried' und Ruh', — Nach Glück und Himmelsfreud, — Doch feige flieh' ich Kreuz und Kampf, — Trotzdem es hart mich reut. — Nichts kann ich, Heiland, ohne dich, — Mit dir ist alles leicht, — Drum sende bald den Engel mir, — Der heil'ge Stärkung reicht. — So komm, du mächt'ger Seelenarzt, — Laß mich an deiner Hand, — Mit deinem Segen heimwärts zieh'n — Zum Himmelsvaterland!

Graf.

Der Alpenwald.

11) Eine Erzählung von Jakob Frey.

Aber noch hatte kein Stamm mit brechenden Aesten zu Boden gekracht, nur fing erst hie und da eine dunkle Krone sich zu neigen an, als plötzlich durch all das Klopfen und Zischen eine kräftige Stimme rief: „Haltet ein, ihr Mannen — ich befehle es im Namen der Obrigkeit." Im Augenblick schwiegen Axt und Säge, und alles blickte verwundert auf, woher der Ruf gekommen und was er zu bedeuten habe. Vor dem Graben, der sich am Walde hinzog, stand der alte Gemeindevorsteher aus dem Dorfe mit einem großen Papier in der Hand. „Faß wäre ich zu spät gekommen," sagte er freundlich zu Christen, „ich habe nicht gedacht, daß Ihr schon so früh seid auf der Hinteralm."

„Ich weiß auch garnicht, warum Ihr überhaupt gekommen seid," erwiderte der erstaunte Christen, „und will gerne erfahren, was das zu bedeuten hat."

„Wird bald geschehen sein," gab der Gemeindevorsteher zurück, indem er das Papier in seinen Händen auseinanderfaltete; „der Gemsenjepp, Euer Schwiegervater, hat eben als Miteigentümer des ganzen Hinteralmwaldes gegen Verkauf und Schlag eines Teiles desselben Rechtseinspruch erhoben und bis zum Austrage der Sache gegen weiteres Vorgehen ein richterliches Verbot ausgewirkt. Hier könnt Ihr es selbst sehen."

Während Christen das dargereichte Papier mit den Blicken überflog, begannen seine Hände leise zu zittern, und auf seinem Gesichte stritten Glut und Fornesblässe. Einen Augenblick biß er auf die Unterlippe, daß sie blutig anlief; dann aber rief er, in ein höhnisches Gelächter ausbrechend: „Zum Teufel, Herr Gemeindevorsteher, Ihr seid zu alt für solche Späße; seit wann sollte der Gemsenjepp, der kaum ein ganzes Hemd auf dem Leibe hat, Miteigentümer des Hinteralmwaldes sein?"

„Das könntet Ihr besser wissen als ich," erwiderte der Alte achselzuckend. „Die Hemden Eures Schwiegervaters gehen mich nichts an, dagegen ist mir wohlbekannt, daß des Gemsenjeppen von jeher in diesem Walde das Holzungsrecht besaßen, ebenso gut als auf der Alm selbst ein Weiderecht. Sie werden drum wohl Miteigentümer von beiden gewesen sein — denk ich."

Ueber die Ruhe und dem zurechtweisenden Ernste des Gemeindevorstehers fend auch Christen seine Besonnenheit wieder, wenigstens vermochte er sich äußerlich zu bezwingen, obwohl jedes der gehörten Worte wie ein Schlag auf ihn niederfiel. An das berührte Rechtsverhältnis hatte er wohl nie in seinem Leben gedacht, oder war dies einmal flüchtig geschehen, so hatte er dasselbe jedenfalls in ganz anderer Weise aufgefaßt. Drum sagte er nach einigem Besinnen, das obrigkeitliche Verbot zwischen den Fingern zusammenknitternd: „Ich betrachte die Sache anders als Ihr, Herr Gemeindevorsteher. Was des Gemsenjeppen von jeher aus der Alm oder dem Wald bezogen, war keine rechtliche Nutznießung, sondern ein freiwilliges Almosen des Steinberger. Versteht Ihr das?"

„Kann recht haben — oder auch nicht," entgegnete der alte Mann; „was Verjährungen zu bedeuten haben, brauche ich Euch ebenfalls nicht zu lehren; Ihr seid in Rechtssachen besser erfahren als ich. Geht mich übrigens auch gar nichts an; ich hatte Euch bloß nach Amt und Pflicht das Verbot zu weisen, und daß dies geschehen, dafür nehme ich hier die Mannen als Zeugen. Tut nun, was Ihr wollt — Herr Steinberger."

„Das werde ich gewiß auch," sagte Christen, sich stolz aufrichtend; „drum meldet nur meinem Schwiegervater, daß ich nun nicht bloß dieses eine Stück, sondern sofort auch auf eigene Rechnung den ganzen übrigen Wald werde schlagen lassen."